

Protokoll der *Wir sind Kirche*-Veranstaltung „**Auf der Suche nach dem verlorenen Evangelium**“. **Arme, dienende Kirche als Chance einer Krise**
mit Dr. Gotthard Fuchs am 25.09.2010 in Eschhofen

Im Mittelpunkt des Referats von Dr. Fuchs standen einmal der so genannte „Katakombenpakt“ von 40 Bischöfen aus aller Welt, konzipiert drei Wochen vor Ende des II. Vatikanischen Konzils im Jahre 1965, und zum anderen Mal die derzeitige Krisensituation der Kirche und die Frage, worauf es in dieser Krise ankomme.

Den denkwürdigen Katakombentext, in dem man laut Dr. Fuchs „den Glutkern der konziliaren Erneuerung erkennen“ kann, verfassten die 40 Bischöfe in den Domitilla-Katakomben in der Nähe Roms. Sie knüpften an ein Leitwort an, das Johannes XXIII. vor Eröffnung des Konzils formuliert hatte. Er sprach von einer „Kirche der Armen“, insofern als die Armen Repräsentanten der Kirche überhaupt seien, da sie die Mehrheit des Volkes Gottes in der heutigen Welt darstellten. Johannes XXIII. und Paul VI. hatten zudem den Erzbischof von Bologna Lercaro beauftragt, dieses Thema „Kirche der Armen“ weiter zu verfolgen

Die Bischöfe legten in ihrem Pakt das Gelübde ab, nach der Rückkehr vom Konzil etwas Grundsätzliches in ihrem Leben und bei ihrer kirchlichen Arbeit ändern zu wollen. Im Bewusstsein dessen, „wie viel ihnen noch fehlt, um ein dem Evangelium entsprechendes Leben in Armut zu führen“, verpflichteten sie sich, sich um einen einfachen Lebensstil zu bemühen, der dem entsprechen sollte, den die Menschen in ihrer Umgebung führten. Sie verzichteten von nun an auf Reichtum, z.B. auf teure Stoffe und auffallende Farben ihrer Amtskleidung, kostbares Material ihrer Amtsinsignien, auf Immobilien und wertvolles Mobiliar, auf Bankkonten (aller notwendige Besitz sollte auf den Namen der Diözese bzw. der sozialen und karitativen Einrichtungen überschrieben sein). Ebenso verzichteten sie auf Titel und Ehrenbezeichnungen, in denen gesellschaftliche Bedeutung oder Macht ausgesprochen werden, wie Eminenz, Exzellenz, Monsignore usw. Im Zentrum ihrer Pastoral und gesellschaftlichen Aktivitäten sollte die Sorge und Seelsorge für die Armen stehen. Das Exposé des Katakombenpaktes wurde an Papst Paul VI. weitergegeben. Seiner Verpflichtung schlossen sich noch ca. 500 andere Bischöfe an.

Wie wir wissen, machte sich später auch Bischof Kamphaus den Geist dieses Textes zu Eigen.

Ein wichtiges Ergebnis des Katakombenpaktes war die Entstehung der Basisgemeinden und einer Theologie der Befreiung.

Dr. Fuchs beleuchtete die geistige Herkunft der Katakombenpakt-Väter. Ihre Ideen-Stifter waren außer Johannes XXIII. etwa auch der Arbeiterpriester Paul Gauthier in Nazareth, der dann ein Buch mit dem Titel „Jesus, Armut, Kirche“ schrieb, und überhaupt die Spiritualität des Charles de Foucault und seiner Kleinen Brüder und Schwestern. Unterstützt wurde die Gruppe schon früh von Kardinal Montini, dem späteren Papst Paul VI., der sich ihre Grundsätze ebenfalls mystisch und politisch auf die Fahne schrieb. Bedeutendes Mitglied war Helder Camara. Er lebte aus einem radikal spirituellen Impuls. Eine Stunde Anbetung am Tag und leben und arbeiten mit den Armen, so sein Motto. Dieser ganz zartfühlende, fromme Mensch war von einer unglaublichen Jesusleidenschaft ergriffen. Nachts pflegte er gegen drei Uhr aufzustehen und zwei Stunden lang zu beten. Eine Reihe kostbarer Gebete, die er aufschrieb, sind auf diese Weise entstanden. Aber er war auch ein leidenschaftlicher Kämpfer für die Sache der Armen. Er mahnte seine Freunde: Lasst uns nicht zu spirituell werden; der politische Kampf gehört dazu!

Dr. Fuchs hat Camara bei einem Besuch in Münster gefragt, wie es kommen konnte, dass er geworden ist, was er war. Seine Antwort: Durch Deplatzierung, nämlich von der reichen Stadt Rio de Janeiro in das arme Bistum Olinda und Recife im Norden Brasiliens. Bekehrung geschieht durch Ortswechsel. Sie hatte bei Camara etwas zu tun mit leidvollen Erfahrungen, dem Mitleiden mit Menschen, die von sündigen Verhältnissen unterdrückt werden.

Das Lebensprinzip dieser Gruppe von Bischöfen ist das Prinzip der zweiten Kirchenkonstitution des Konzils „Gaudium et Spes. Über die Kirche in der Welt von heute“ geworden, die als einzige ohne vorkonziliare Vorlage ganz im konziliaren Prozess der kirchlichen Selbstfindung erst entstanden ist – nicht zuletzt durch Bischöfe aus dem Katakombenpakt. Während „Lumen Gentium“, die erste Kirchenkonstitution, eine Kirche zeigt, die nach innen schaut und auf diese Weise ihr Selbstverständnis formuliert, schaut die Kirche in „Gaudium et Spes“ nach außen, auf die nichtchristliche Welt, in dem Bewusstsein, dass Gott uns nicht nur im Binnenraum der Kirche, sondern ebenso in seiner Gegenwart in der Welt entgegenkommt. Da die Kirche eine sichtbare gesellschaftliche Struktur besitzt, kann und muss sie bereichert werden durch Erkenntnisse aus Entwicklungen in der Welt. „Ja, selbst die Feindschaft ihrer Gegner und Verfolger, so gesteht die Kirche, war für sie sehr nützlich und wird es bleiben.“ (Gaudium et spes 44).

Als Sterbender sagte Johannes XXIII, es gelte, gerade erst anzufangen, das Evangelium neu zu verstehen. Entscheidend sei für ihn die Erkenntnis gewesen, dass im Mittelpunkt der christlichen Bemühungen nicht der Christ, sondern der Mensch stehen müsse, nicht die Kirche, sondern die Menschheit.

- Das Ideal einer armen, dienenden Kirche, das bei den Bischöfen des Katakombenpakts so gezündet hat, muss uns nachdenklich machen. Wir hängen als Opfer und Täter mit in den Strukturen, die andere Menschen arm machen. Wie stehen wir heute in der Kirche zu den Armen, Marginalisierten? Wie sprechen wir in der Kirche vom Dienen? Was ist echtes Dienen? Welch eine Spannung besteht zwischen dem, was wir denken und was wir tun!

Das Konzil wurde damals von vielen nach einer Zeit der Erstarrung und Bedrückung als Befreiung erlebt. Zur Deutung kann ein uraltes Oster- und Glaubensbild der Kirchenväter dienen: was der Mond in der Natur ist, ist die Kirche in der Menschheit. Der Mond strahlt das Sonnenlicht weiter, damit auch in der Nacht, der Zeit und Zone des Todes, das Leben weitergehe. So sei die Kirche dazu da, in der Naht der Menschheit das Licht Christi, der Sonne der Gerechtigkeit, weiterzustrahlen. Aber Attraktivität und Strahlkraft des Mondes (wie der Kirche) bedürfen ständigen Leerwerdens und Auftankens. Der Mond muss sterben, um das Sonnenlicht wieder voll aufnehmen und attraktiv weiterstrahlen zu können. So muss auch die jeweils konkrete Kirchengestalt, wenn sie in ihrer Ausstrahlung erschöpft ist, sterben, um als neue strahlkräftigere Kirchengestalt wieder aufzusteigen und geboren zu werden. Diese Ostertheologie vom Sterben und Auferstehen der Kirche in ihren jeweiligen Gestalten kann heute helfen, in den Blick zu nehmen: was ist gestorben und stirbt? Wo braucht es Trauer-, Abschieds-, Befreiungsarbeit, wo Geburtshilfe, Hebamendienste in den Geburtswehen einer neuen Kirchengestalt, die anziehender, einladender, heilsvermittelnder erfahren wird?

Aber in solchen Neumondphasen der Kirche, wo Gewohntes im Absterben ist und Neues erst aufbricht, wird viel Angst frei gesetzt. Manche klammern sich an Überkommenes, als hätten sie keinen Osterglauben. Die Gefahr einer Restauration liegt dann nahe, aber bloß beschwörende Reanimation hilft gerade nicht. Wir sehen z.B., dass – ganz im Unterschied zum Katakombenpakt – alte Machtgewohnheiten wieder verfestigt, ja wiederbelebt werden (wie die Titelei im höheren Klerus). In vielem aber erleben (und erleiden) wir heute das Sterben einer Kirchengestalt, die über Jahrhunderte attraktiv war und vielen Menschen Heimat und Heil war. Die jetzt vergehende Kirchengestalt stammt aus dem 11./12. Jahrhundert, als die Kirche um ihre Freiheit vom Kaiser kämpfte. Aus diesen Kämpfen erstand ihre Gestalt neu als eine monarchische Größe eigener Ordnung, als Staat im Staat, aber um den Preis eines römischen Zentralismus. Von nun an mussten sich z.B. die Bischöfe ihr Pallium in Rom abholen, sich einer römischen Visitation unterziehen, der Zölibat wurde eingeschärft, die Kluft zwischen Klerikern und Laien vergrößerte sich, die Verrechtlichung der Glaubenspraxis nahm zu. Das letzte Konzil hatte diese Kirchengestalt des 2. Jahrtausends durch Rückgriff auf die Kirchengestalt des 1. Jahrtausends zu reformieren begonnen, Aber derzeit haben wir

einen Streit um das Konzil, einen konziliaren Prozess in unserer Kirche selbst. Aber das Osterbild vom Sterben und Auferstehen der Kirche kann zur Orientierung doch sehr helfen.

Heute stirbt z.B. die patriarchale Kirche. Noch vor 50 Jahren gab es keine Frauen, die in der Pastoral tätig waren. Der feministische Aufbruch kann nun nicht mehr zurückgedreht werden. Die Frauenfrage ist nach der Prognose Johannes' XXIII., der sie in ihrer Bedeutung neben die Arbeiterfrage und die Frage nach der dritten Welt stellte, zu einer der Fragen des Jahrhunderts geworden.

Es stirbt heute ebenso die konfessionalistische Kirche. Sie spielt an der Basis kaum noch eine Rolle. Die Ökumene mit dem Judentum schreitet voran, anfanghaft auch die mit dem Islam und den asiatischen Religionen.

Es stirbt die eurozentrische Kirche. Europa ist heute nur noch der „Blinddarm“, nicht die Avantgarde der kirchlichen Entwicklung.

Es stirbt die hierarchistische Kirche; was nicht bedeuten soll, wir brauchten keine Hierarchie (so wie es immer eine Hierarchie zwischen Eltern und Kindern geben muss) und kein Amt. Die Frage ist nur, wie das Amt gestaltet wird.

Es stirbt die klerikalistische Kirche.

Das alles ist die Konsequenz aus der konziliaren Revolution.

Fuchs betonte, dass er keine Prognosen stellen könne und keine Rezepte habe, wie es weiter gehen könnte. Das Kostbare an der gegenwärtigen Situation sei, dass wir in der Situation des Übergangs von einer Kirchengestalt in die andere die Mitte des Glaubens neu entdecken können. Die richtige Gestalt der Kirche können wir nur mit Gott allein und mit der Konzentration auf das Evangelium Jesu Christi gewinnen. Der Christ der Zukunft wird Pilger und Konvertit sein, einer, der sich bekehrt und sich entschieden hat und weiß, warum er Christ ist. Es wird ein Entscheidungschristentum statt eines Gewohnheitschristentums geben. Das betrifft den Einzelnen und die ganze Kirche.

Die Kirche ist heilsnotwendig in der Ordnung des Mittels, aber nicht des Ziels. Die Kirche ist Werkzeug und Sakrament der Einheit aller Menschen mit Gott und untereinander. Wer Christ ist, glaubt nicht an die Kirche, sondern er glaubt mittels, dank und trotz der Kirche – das steht so schon im tridentinischen Katechismus. Adressat und Ziel unseres Glaubens ist Gott allein. Darum ist es auch eine Frage der spirituellen Hygiene, zwischen Kirche und Reich Gottes zu unterscheiden. Wir sollten uns daher vor einer Überstrapazierung des Kirchenthemas hüten, damit es uns nicht die Mitte unseres Glaubens verdeckt. Es bringt nichts, gegen Mauern anzurennen, die schon brüchig sind. Bestimmte kirchliche Verhaltensmuster stehen allein schon durch die äußere Situation der Kirche in einer demokratischen Umgebung unter einem Wandlungsdruck. Wir sehen, wie der rechtliche (europäischer Gerichtshof!) und finanzielle Druck auf die Kirchen zunimmt. Ist das vielleicht eine List Gottes, um den Sterbeprozess der alten Kirchengestalt zu beschleunigen?

Dr. Fuchs sprach sich zum Schluss dafür aus, dass die Ängste, die derzeit links und rechts in der Kirche herrschten, artikuliert werden sollten. Sie dürften sich nicht in uns ablagern und uns besetzen. Der offene Umgang mit unserer Angst gehöre zur Erneuerungsfähigkeit und Erneuerungswilligkeit. Den Appell eines Teilnehmers „Glaubwürdig aufstehen gegen ein Klima der Angst!“ wollte Dr. Fuchs lieber so formulieren: Glaubwürdig aufstehen in einem Klima der Angst, da wir selber ja mit drin stecken.

In der anschließenden Diskussion wurde die Frage gestellt, ob nicht eine empfindliche Lücke in der Glaubensweitergabe entstünde, wenn wir einfach nur zusehen wollten, wie die jetzige Gestalt der Kirche abstirbt. Es sei schmerzlich, mitzuerleben, wie die eigenen Kinder der Kirche den Rücken kehrten. Dr. Fuchs entgegnete, er wolle keinesfalls zum Nichtstun aufrufen. Was die eigenen Kinder betreffe, so habe ihm einmal ein alter Mann gesagt, er habe aufgehört, mit seinen Kindern über Gott zu sprechen. Er spreche jetzt mit Gott über seine Kinder.

Weiter wurde beklagt, dass ein Stück Heimat in der Kirche verloren gegangen sei, dass die Unzufriedenheit oft mutlos und kraftlos mache, dass wir nicht wüssten, wo wir anpacken sollten, da wir zwar über die Reformen sprechen könnten, die wir uns wünschten, dass wir aber nicht die Macht

hätten, etwas zu verändern, dass zwar Geld für ein feudales Bischofshaus da sei, aber Gemeindezentren wegen Geldmangels geschlossen werden sollten, dass manche jungen Priesteramtskandidaten schon mit Kalkleiste herumliefen und etwas Besseres sein wollten als die anderen Gemeindemitglieder, dass die Bischöfe sagten, der Zölibat sei ihre Angelegenheit, darüber dürften wir nicht urteilen.

Dr. Fuchs erklärte dazu u.a., es solle mutiger über Macht und Ohnmacht in der Kirche geredet werden. Das Verkehrteste seien Verbitterung und Resignation. Die Finanzen müssten natürlich offengelegt werden, das sei auch eine Frage der Spiritualität. Wir müssten eine geistliche Streitkultur entwickeln, nicht duckmäusern. Solange man etwas in der Kirche werden wolle, sei man allerdings kompromittierbar. Es komme darauf an, worauf sich unser wirkliches Begehren richte, was unsere Glaubenssehnsucht sei. Dem sollten unsere Anstrengungen gelten. Das alte Kirchenbild sei zu obrigkeitlich und vernachlässige, dass wir selbst Kirche sind. Kirche sei nicht primär die Amtspersonen, sondern die Gemeinschaft derer, die aus dem Glauben leben. Die Veränderung von Kirche lebe von Kontemplation und Kampf, beides untrennbar. Besser als sich bis ins Letzte über bestimmte Personen aufzuregen, sei es, zu überlegen, wo ich meine Energien am sinnvollsten verschwenden wolle. Wo hätten denn Roger Schütz und Mutter Teresa investiert? Woher bezogen die Katakombenpakt-Verfasser ihre Kraft? Es sei nötig zu unterscheiden zwischen dem Letzten und Vorletzten. Es gehe ums Ganze, um Gott. Wir könnten über das Ideal einer armen Kirche so lange nicht glaubwürdig sprechen, bevor wir nicht die Armut als das Prädikat Gottes selbst entdeckt hätten, der sich entäußert hat in Inkarnation und Kreuz. Sonst bleibe alles Bemühen um eine arme, diene Kirche, alle Wandlungsarbeit, allzu leicht nur eigensinnige Werkerei. Was nicht aus einem Überschwang der Freude an Gott komme, sei Krampf. Aber genau das sei ja kein Ruhekitzel. Denn wer in Gott eintauche, tauche beim Nächsten auf, und werde konkret und auch politisch. Zudem: Man könne im übertragenen Sinne sehr arm sein, obwohl man reich sei. Die Kirche dürfe nicht arm sein an einem Glauben, der nicht loslassen könne.

Die Teilnehmer und Teilnehmerinnen der Diskussion machten schließlich einander Mut, nicht zu resignieren, aktiv einzustehen für das, was wir glauben, Zeichen zu setzen gegen manifestes Unrecht, Leserbriefe zu schreiben, sich in kirchlichen Veranstaltungen zu Wort zu melden, sich in den Pfarrgemeinderat wählen zu lassen, sich lieber dem Menschen zuzuwenden, als anzugehen gegen etwas, was im Sterben liegt, sich zu zweit oder dritt zum Beten zu treffen und daraus Kraft zu schöpfen für den Aufbau der Gemeinde, das Wort Jesu. „Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind ...“ zur Grundlage von Wortgottesdiensten zu machen, Gottesdienstkreise unterhalb der Gemeindeebene zu initiieren, in denen auch soziales Handeln geplant und besprochen werde. Zur Frage des Protestes gegen die Missbrauchsfälle in der Kirche riet Dr. Fuchs, die Perspektive zu weiten auf die Frage des kirchlichen Umgangs mit der Sexualität überhaupt. Die Forderung einer Teilnehmerin zielte in die gleiche Richtung: Der Zwangszölibat müsse abgeschafft und die verklemmte Sexualmoral der offiziellen Kirche revidiert werden.

Abschließend resümierte Dr. Fuchs, es sei nicht gut, unsere Kräfte im „Nahkampf“ mit bestimmten kirchlichen Personen und Verhaltensweisen zu verbrauchen. Bloße Gegenabhängigkeit und Protesthaltung seien nicht produktiv. Richtig sei dagegen eine Einstellung, welche die konkrete Kirche als Überlieferin des Glaubensstroms schätzt, ihre überkommene Gestalt aber nicht glorifiziert. Es gelte, im Sinne der Sonne-Mond-Symbolik konkret zu unterscheiden und zu entscheiden, was heute „ausstrahlt“ und Gottes Gerechtigkeit vermittelt. Er plädierte für eine glaubwürdige, dienende, geschwisterliche Kirche, in der wir alle zu priesterlichen Menschen im Sinne des gemeinsamen Priestertums aller Gläubigen werden, füreinander heimatlich werden und uns miteinander dem Geheimnis Gottes und seiner Liebe zuwenden.

(Dietlind Langner)